

»» Was ist und was soll sein: Kirchliche Qualität?

Eine verwickelte Frage

Eine der theologisch spannendsten und gleichzeitig am meisten umkämpften Fragen ist die, woran man die typische Qualität kirchlicher Angebote und Leistungen erkennen soll. Was macht denn zum Beispiel ein Ferienlager eines Jugendverbandes zu einem kirchlichen? Was unterscheidet einen Hausbesuch einer Pflegekraft der Caritas von der Arbeiterwohlfahrt? Und mal andersherum gefragt: Kann etwas so dezidiert Religiöses wie eine Liturgie auch unkirchlich sein? Die Palette der Möglichkeiten ist groß.

Sie reicht von der Entwicklung präziser Kriterienkataloge zum generellen Bestreiten der Frage an sich. Tatsächlich kann man ja argumentieren, dass zum Beispiel das Wort ‚katholisch‘ (= umfassend) gerade inklusiv verstanden werden will. Nicht, wie man sich unterscheidet, sondern wie man möglichst viel integriert, ist dann katholisch. Nicht selber groß zu sein, sondern zusammen mit den anderen für das Gemeinwohl größer zu werden, ist das katholische Ziel. So gesehen entfällt die Frage auf attraktive

Weise: Dann ist nicht wichtig, wer die Einsamen besucht und pflegt und aus welcher Motivation, sondern dass es in guter Weise geschieht und man miteinander dafür sorgt. (Da es hier nicht um den konfessionell enggeführten Begriff des ‚Katholischen‘ geht, wird man Ähnliches natürlich auch für evangelische Leistungen sagen dürfen.)

Sackgasse Liturgie

Mit solchen weitenden Überlegungen kommt man zumindest aus der Verkramptheit heraus, mit der mancherorts versucht wird, ein typisch konfessionelles Profil zu entwickeln. Meistens geht die Hoffnung darauf, sich mittels liturgischer Zeichen auszuweisen. Ein profiliert katholisches Krankenhaus ist dann schnell eines, das nach einem Heiligen benannt wird, dem man dann auch eine Statue im Empfangs-Foyer widmet. Dazu kommt die Krankenhauskapelle, oft auch die haupt- oder nebenamtliche Seelsorgerin. Das ist zwar viel, war es dann oft aber auch und bleibt im geistlichen Innenraum. In die Gestaltung von prekären Chefarzt-Pfleger-Hierarchien oder in die Frage nach Therapien für Menschen ohne Versicherungsschutz wird das Profil nicht mehr verlängert. Oder man profiliert eine evangelische Schule oder Kita damit, dass man betet und Gottesdienste feiert. Wie man Plätze für die schafft, die an anderen Schulen oder Kitas abgelehnt werden, bleibt offen.

So nahe es liegen mag: Man unterbietet den Anspruch des Christlichen, wenn man ihn schlussendlich ins Liturgische hin auflöst. So sehr die Erkennbarkeit im

kulturellen Raum gegeben ist, wenn dezidiert christlich gebetet und gefeiert wird, und so identitätsgebend dies auf jeden Fall ist, so ergänzungsbedürftig ist es auch. Denn das Christentum ist nicht nur eine Erlösungs-, sondern auch eine Schöpfungs- und Inkarnationsreligion. Darum kann das, was genuin kirchlich ist, auch niemals nur rein geistig oder jenseitig gemeint sein. Man steht hier an der intellektuell äußerst herausfordernden Tatsache des christologischen Dogmas. Diesem zufolge ist Jesus Christus sowohl Mensch wie Gott – und dies nicht dualistisch oder nacheinander, sondern sich dauernd wechselseitig erschließend: Je mehr er Mensch ist, desto mehr bezeugt er Gott; und je mehr er Gott ist, desto näher kommt ihm der Mensch. Wir haben damit ein erstes Qualitätskriterium kirchlicher Leistungen gewonnen: Diese sind immer im Kern dann christlich, wenn sie beide Weltdimensionen im Blick behalten. Sie müssen darauf bedacht sein, immer sowohl geistlich-liturgische wie diakonale, problemlösende Qualität aufzuweisen. Und auch dies möglichst im Vollzug und nicht aneinander angeflanscht. Egal, ob wir über Katechesen reden oder über Sommerlager,

über Rundfunkpredigten und Pilgerfahrten oder über Mitgliedschaften in Ethik-Kommissionen und Kirchentagen: Die kirchliche Qualität zeigt sich daran, dass die jeweiligen konkreten Problembezüge („Schöpfung“) mit dem Potenzial der christlichen Erlösungshoffnung gekoppelt werden, und dass die explizite Gottesrede („Erlösung“) von den Subjekten und Problemlagen her inspiriert wird, an die man sie richtet. Die spirituelle Dimension will nicht ohne die diakonale sein und umgekehrt.



Ein Synonym für Christsein: Verwandlung

Dieser Doppelbezug des Christologischen ist unhintergebar. Es gibt hier keine Spiritualität in sich, genauso wenig wie eine Sozialarbeit in sich. Natürlich können die jeweiligen Dimensionen verborgener oder expliziter sein. Wo aber gar kein Sog mehr hin zum jeweils anderen Pol besteht, unterbietet sich Kirche selbst. Wo geistliche Bewegungen ihre Sensibilität für die Armut um sie herum verlieren, werden sie tendenziell genauso unkirchlich wie caritative Einrichtungen, die im Hinblick auf menschliche Not keine spirituellen Quellen mehr freilegen können. Trotzdem ist das Bild noch nicht komplett: Denn bisher zeigt es zwei ‚Hälften‘, auf die es beide ankommt. Was christliches Leben und damit Kirche aber ausmacht, ist nicht Statik, sondern Fluss, Kraft, Dynamik. Der Blick geht auf das, was zwischen den Polen oszilliert und was ihre Zweizahl wieder in eines integriert. Dies ist das zweite Qualitätskriterium. Es präzisiert das erste. Um es auf den Punkt zu bringen:

Christsein ist die Kunst der Verwandlung. Wo Kirche ist, da soll Verwandlung erlebbar werden. Verwandlung ins Bessere, Schönere, Stimmigere. Verwandlung des Einzelnen in seine Disposition zum Gemeinwohl. Verwandlung der Vielen in ihre Aufmerksamkeit zur Einzelnen. In ihrem Verwandlungsfaktor liegt die eigentliche Qualität von Kirche verborgen. Diesen wird man vordergründig schlecht messen und skalieren können. Aber er wird den Nutzer*innen kirchlicher Leistungspakete anzumerken sein: Sie werden deswegen wiederkommen, weil sie Zeug*innen, Subjekte und ‚Objekte‘ von Verwandlung wurden.

Diese Pointe kann auf vielfache Weise illustriert werden. So etwa biblisch: Wer Jesus auf seinen Fußmärschen im Evangelium begleitet, erlebt seine offenbar spektakuläre Verwandlungskraft. Da wird Wasser zu Wein; Kranke werden heil; Ängstliche mutig, Querulanten ruhig, Machthaber sprachlos, Dämonisierte frei, sogar Tote lebendig.

Jesus ist ein Katalysator des Potenzials um ihn herum. Man hat den Eindruck, dass er immer schon sieht, was der andere noch nicht einmal ahnt: In den Fischern sieht er die ersten Protagonist*innen einer starken Reformbewegung, im geizigen Zöllner den großzügigen Gastgeber, in fünf Broten und zwei Fischen eine komfortabel gesättigte Menschenmenge. Jesus aktiviert die Manna-Logik der guten und produktiven Schöpfung, in der für alle da ist, was sie brauchen, um das zu haben, was sie den anderen geben können.

Man kann das Qualitätsprinzip ‚Verwandlung‘ auch gottesdienstlich wiedererkennen: Die Feier des Abendmahls oder der Eucharistie trägt den Doppelcharakter von Gabenbereitung und Wandlung. Die Erinnerungs- oder Wandlungsworte deuten die Gaben des Tisches. Beides gehört in einer christlichen Existenz immer untrennbar zusammen: In die Gaben am Altar projiziert man die Mühen der vergangenen Woche; die Freuden wie die

Anstrengungen eines proaktiv engagierten Lebens in der Nachfolge Christi. Man bringt Fragen und Fragmente an den Altar. Dort werden sie symbolisch aufgenommen in den Gottesgeist, der immer schon über dem Chaos schwebte, wie es in der Genesis heißt. Auch über meinem Chaos, Unvermögen, aber auch meinem Gelingen flattert dieser Geist. Mein Potenzial wird in das göttliche ‚Mehr‘ verwandelt. Das ist creatio continua, dauernde Schöpfung; auch ich bin Teil des großen Anfangs, der von Gott ausgeht. Dabei muss ich weder meine Materialität verleugnen oder aufplustern, noch meine Mentalität. Seltsamer Tausch: Ich werde derselbe, weil ich verwandelt bin. Die beiden Qualitätskriterien geben eine erste Orientierung. Und sie machen kirchliche ‚Produkte‘, ‚Dienstleistungen‘ und ‚Angebote‘ zugleich spezifisch wie inklusiv.

Natürlich ist es anspruchsvoll, die geistliche wie die diakonische Dimension zu

beachten und dann auch noch jeweils im Prozess des Erlebens den Verwandlungsfluss von einem zum anderen und wieder zurück zu organisieren. Nicht bei jeder Maßnahme wird das im selben Maß gelingen. Und natürlich gibt es Schwerpunkte: Eine ‚Tafel‘ wird immer diakonischer als spirituell angelegt; und umgekehrt gilt das für eine Pilgerfahrt. Aber das ist ja gar nicht der Punkt. Wichtig ist, dass man es sich nicht gemütlich macht in der Komfortzone der nur jeweils einen Dimension. Es sollte bei kirchlich verantworteten Ereignissen immer ein bestimmter Ansporn im Raum sein; und den sollte man den Christinnen und Christen auch anmerken. Dass sie nämlich immer beides wollen: Geist und Kraft; dass sie erkennbar auf dem Sprung sind, wenn eine der beiden Dimensionen sich verselbstständigen will; und dass sie selber jeweils neu Bekehrte (also Verwandelte) sind.

Matthias Sellmann

